

(M)eine Gastprofessur in Zürich

Einige sprachbezogene Notizen

Unsere verbale Sprache ist das wohl wichtigste Zeichensystem, mit dessen Hilfe sich Menschen verständigen. Nicht nur mit unseren Augen, sondern vor allem mit Hilfe unserer Sprachen müssen wir in anderen als gewohnten Umgebungen orientieren, um leben (und überleben) zu können. Die Schweiz ist für mich als jemand, der in einem kleinen Westallgäuer Dorf (Heimenkirch, Kreis Lindau), Nähe Bodensee, aufgewachsen und auch sprachlich in einem alemannischen Dialekt sozialisiert wurde, zwar immer recht nahe gewesen: Der Rheinfall von Schaffhausen, St. Gallen und Zürich waren mir als Kind nicht fremd. Nie aber bin ich bislang so tief in das Schweizer Leben «eingetaucht», wie man dies anlässlich eines halbjährigen Aufenthaltes tut. Die Einladung des IPMZ und seines Direktors Otfried Jarren, einem guten Freund seit langem, hier das Wintersemester 2002/03 als Gastprofessor zu verbringen, ergab die Gelegenheit des Eintauchens. Eine andere Anregung von Heinz Bonfadelli, mich in der Lehre wieder einmal dem Thema «Mediensprachen» zu widmen, über das ich schon für zwanzig Jahren geforscht und publiziert hatte, machte mich vielleicht auch für sprachliche Phänomene insgesamt etwas sensibler.

Die ersten Eindrücke für einen Deutschen, der bisher vor allem zu Tagungen in die Schweiz kam, auf denen man mit dem «richtigen Leben» ja bekanntermassen kaum konfrontiert wird, sind denn auch etwas ernüchternd: Die Butterbrezel am Hauptbahnhof für fünf Schweizer Franken kommt einem doch sehr teuer vor, die Preise für das – sehr gute – Menssaessen oder eine ordentliche Flasche Wein lassen einen zunächst einmal zurückzucken. Man gewöhnt sich dann schnell daran, weil ja auch das Gehalt mit diesen Preisen gut mithalten kann. Insgesamt aber sehr positive Eindrücke gleich zu Anfang: Die offizielle Anmeldung im Bevölkerungsamt geht ohne Wartezeit über die Bühne, schnelle und herzliche Hilfsbereitschaft – speziell von Frau Walser und Frau Mändli aus dem Sekretariat – ist von allen Seiten spürbar.

Und dann die Sprache: Meine sprachliche Primärsozialisation gibt mir die Möglichkeit, die verschiedenen Färbungen des Schweizerdeutsch vielleicht etwas besser verstehen zu können, als dies für manchen aus dem eher nördlichen Deutschland der Fall ist. Was nicht heisst, dass man alles sofort versteht, was nicht bedeutet, dass man nicht nachfragen muss, beispielsweise am Fahrkartenschalter des Bahnhofs, was denn bitte das (etwas hingenuschelte) *Halbtax* bedeutet. Gerade stark kontextabhängigen Wörter oder Satzteile, von den entsprechenden Berufsangehörigen zweihundert mal pro Tag gesagt, sind da für den Ausländer oft nicht verständlich.

Sprachliche Ersteindrücke: Da fällt dem deutschen Gast, geht er von der Tramhaltestelle «Ottikerstrasse» die Treppe von der Weinbergstrasse zum IPMZ in der Kurvenstrasse hinunter, sofort das *Theorielokal* auf, bei dem Anklänge an verrauchte Hinterzimmer und heftige Diskussionen zwischen unterschiedlichen Theoriefraktionen aufkommen, wo sich doch nur der theoretische Unterricht einer Fahrschule dahinter verbirgt. Apropos «anklingen lassen»: Schweizer lassen nicht anklingen, sondern *tönen an, dass...*, eine in meinen Augen sehr viel aktivere und direktere Art, Assoziationen mit einer akustischen Metapher zu bezeichnen.

Mit der von Thomas Küng (unter Mitarbeit von Peter Schneider) verfassten «Gebrauchsanweisung für die Schweiz» leihweise ausgestattet, weiss ich mittlerweile nicht nur von der Sprachgewandtheit der meisten Schweizer, die – im Gegensatz zu den meisten Deutschen – auch der Landessprachen Französisch und Italienisch sehr gut mächtig sind, ich weiss nicht nur von den verschiedenen Schweizer Dialekten, dem Zürichdeutsch, dem Berndeutsch, die sich vom Hochdeutsch, hier «Schriftdeutsch» genannt, teilweise deutlich unterscheiden. Ich weiss nun auch, was ein *Gipfeli* ist,

was *Chuchi-chäschтли* und sogar, was ein *Tschumpeli Dôle* bedeutet. Erfolgreich habe ich auch schon in der zweiten Woche versucht, ein *Chäschüechli* zu bestellen. In einem meiner Seminare, in dem wir unterschiedliche Mediensprachen analysieren, bemerken wir recht schnell, dass die Schweizer «Ecke» beim Fussballspiel *Corner*, der «Torhüter» *Goalie*, der «Elfmeter» *Penalty* und das «Abseits» *Offside* heissen, Elemente einer Schweizer Sportfachsprache, die die ursprünglich englischen Begriffe voll in das eigene Idiom übernommen hat.

Mein Semesterassistent Mario Walser wollte einmal am morgigen Dienstag «wieder am IPMZ anwesend sein, um die restlichen *Pendenzen* zu erledigen», ein Begriff, der mir bis dahin völlig unbekannt war. Dabei ist es eigentlich ganz einfach: Auch der deutsche Fremdwörterduden informiert darüber, dass dieser Begriff in der Schweiz eine «unerledigte Sache bzw. Angelegenheit» sei. Und um herauszubekommen, ob sich in meinen Überlegungen bzw. Vorhaben von meiner Seite aus etwas geändert habe, wird strikt biologisch gefragt «Gibt es da Mutationen von Ihrer Seite aus?»

Mutationen von meiner Seite aus gibt es mittlerweile mehrere, und zwar insofern, als mich dieses Gastsemester in Zürich deutlich bereichert hat. Nicht nur dadurch, dass ich ein (kleines) Stück Schweizer Leben – vor allem wissenschaftlichen Lebens inklusive des Schweizer Universitätssystem mit seinen Akteuren, den Studentinnen und Studenten, den Kolleginnen und Kollegen, etwas näher kennen lernen konnte: Es gibt – so denke ich – viele strukturelle Vorteile dieses Systems in der Schweiz, darunter auch die Studiengebühren (aber das wäre ein anderes Thema). Ich habe auch sprachlich hinzugelernt: Meinem in Frankfurt ansässigen Kollegen Jürg W. Leipziger – einem im Kanton Glarus aufgewachsenen Schweizer, gleichzeitig Honorarprofessor an der Universität Leipzig – konnte ich schon einigermaßen glaubwürdig *En guete!* zum Abendessen – äh *Nachtessen* - wünschen. Auf Wiedersehen Zürich, auf Wiedersehen, IPMZ!

Günter Bentele